

Citation style

Mattioli, Aram: review of: Hans Woller, Mussolini. Der erste Faschist. Eine Biographie, München: C.H. Beck, 2016, in: Neue Politische Literatur, 61 (2016), 3, p. 500-501, DOI: 10.15463/rec.74335098, downloaded from recensio.net

First published:

<http://www.ingentaconnect.com/content/plg/npl/2016/000020...>

neue politische literatur

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

geistige Mobilisierung galten, wird je ein eigener Beitrag gewidmet (Alexander Pinwinkler, Elisabeth Grabenweger, Verena Gruber). Es wird betont, dass Patriotismus und „vaterländische“ Tugenden wie Opferbereitschaft, Unterordnungswillen, Kaiserstreue bereits vor 1914 eingeübt und mental abgespeichert wurden. Wie Erwachsene Kinder an eine „Kriegskultur“ heranführten, indem sie ihnen eine eigene vermeintlich kindgemäße Kultur schufen, die den Krieg als aufregendes Abenteuer erscheinen ließ, zeigen die Beiträge über Kinder- und Jugendliteratur sowie Spielzeug (Ernst Seibert, Manfred Zollinger). Einen überzeugenden Schlusspunkt setzt Reinhard Sieders Analyse der öffentlichen Debatten über Arbeiterkinder, die aufzeigt, wie Vorstellungen der traditionellen Armenpflege durch rassenhygienische Denkmuster einer paternalistischen und patriarchalen Familien- und Fürsorgepolitik im Krieg abgelöst wurden und der staatliche Zugriff „Straßenkinder“ kriminalisierte.

Der Band bietet für Österreich eine solide Bestandsaufnahme der Kindheits-, Schul- und Bildungsforschung zum Ersten Weltkrieg, wirft aber auch neue Fragen auf wie die nach der Auflösung der „Schulfront“ im weiteren Kriegsverlauf. Es ist zu wünschen, dass ihm neben der fachlichen Rezeption das wachsende öffentliche Interesse an „Kriegskindheit“ zu einer breiten Leserschaft verhilft.

Berlin

Monika Mattes

Kein Leichtgewicht unter politischen Verbrechern

Woller, Hans: Mussolini. Der erste Faschist. Eine Biographie, 397 S., Beck, München 2016.

In den vergangenen 20 Jahren haben zahlreiche Studien das lange vorherrschende Bild des faschistischen Italiens als einer letztlich harmlosen Diktatur, die für das unterentwickelte Land „viele gute Dinge“ bewirkt und die schwer zu regierenden Italiener bloß mit strenger Hand geführt habe, gründlich revidiert. So hat die neuere internationale Forschung das lange unterschätzte Gewalt- und Unterdrückungspotenzial des faschistischen Polizeistaats herausgearbeitet. Folgt man der Schätzung von Richard J.B. Bosworth, so raubte die faschistische Diktatur zwischen

1922 und 1945 immerhin einer Million Menschen das Leben. Inzwischen ist es auch keine Frage mehr, dass das Mussolini-Regime unerwünschten Minderheiten (wie den Slowenen, Kroaten und Südtirolern) gegenüber von Anfang an eine rassistisch inspirierte Politik der Zwangsitalianisierung betrieb, bevor es in den afrikanischen Kolonien ab 1936 einen „Apartheidrassismus“ (Wolfgang Schieder) zu praktizieren begann und schließlich auch ein System des Staatsantisemitismus ins Werk setzte.

Die fundierte Mussolini-Biographie aus der Feder von Hans Woller ist ganz in dieser neuen Forschungsrichtung zu verorten. Der Münchner Zeithistoriker, der sich durch zahlreiche Publikationen einen Namen als einer der führenden Italienexperten im deutschsprachigen Raum gemacht hat, deutet Benito Mussolini darin als einen starken, ja gewalttätigen Diktator, der das Kataklysmenzeitalter nach dem „Marsch auf Rom“ wie wenige andere Spitzenpolitiker seiner Zeit prägte. Gekonnt geschrieben und ohne Fachjargon auskommend, konzentriert sich diese Biographie auf das öffentliche Wirken dieser „Jahrhundertgestalt“ und thematisiert Privates nur dann, wenn es von politischer Bedeutung war. Sie baut auf einer intimen Kenntnis von Mussolinis Schriften und Reden auf und nutzt als erstrangige historische Quelle unter anderem auch die erst 2009 und 2011 edierten Tagebücher von Claretta Petacci, die für die Zeit von Herbst 1937 bis Ende 1940 ungeschminkte, zuweilen auch schockierende Einblicke in Mussolinis Machtphantasien und Herrschaftspraxis ermöglichen. Durch all dies gelingt es dem Autor, Mussolinis Lebensgeschichte immer wieder in neues Licht zu tauchen, ohne dass diese vollständig umgeschrieben würde.

Giorgio Fabres Studien folgend hebt Woller hervor, dass der „Duce“ schon 30 Jahre lang Antisemit und Rassist war, bevor das Regime 1938 auf sein Geheiß hin die berüchtigten ‚Rassengesetze‘ erließ. Denn schon als Sozialist hegte er starke antisemitische Ressentiments und bekannte sich 1908/09, nachdem er die Machwerke von Arthur de Gobineau und Houston Stewart Chamberlain gelesen hatte, zur Existenz einer ‚Rassenfrage‘. Zu einer geschlossenen Weltanschauung verdichtete sich diese Obsession vorerst nicht. Jedenfalls war schon der junge Berufsrevolutionär nicht vor einem ultranationalistischen Superioritäts-Denken gefeit, in dem er Italien eine besondere Weltmission zudachte. Seiner Verachtung gewiss war 1914/15 das liberale Italien, das nicht die Kraft aufbrachte, die

jenseits der Grenzen liegenden „terre irredente“ endlich heimzuholen. Es war der Erste Weltkrieg, der Mussolinis frühe chauvinistische Dispositionen vollends zur Entfaltung brachte.

Am meisten Raum nehmen in Wollers Biographie, mit der das Münchner Institut für Zeitgeschichte eine Reihe über die Diktatoren des 20. Jahrhunderts initiiert, naturgemäß die Kapitel über das „Ventennio nero“ (1922–1943) ein. In ihnen kommen viele der zentralen Aspekte der faschistischen Regimezeit solide zur Sprache. Mit Nachdruck wird betont, dass Benito Mussolini nach der „Matteotti“-Krise bis wenige Monate vor seinem ersten Sturz am 25. Juli 1943 stets Herr und Meister in Italien war. Im Unterschied zu etlichen bisherigen „Duce“-Biographien legt der Autor das Hauptaugenmerk auf die vom Diktator entfesselten Expansionskriege in Afrika und auf dem Balkan, die Ursprünge und Radikalisierung des faschistischen Staatsantisemitismus sowie auf das Achsen-Bündnis, das gerade am Anfang auch mit intensiven Kontakten mit Leben erfüllt wurde. Darüber bleiben die inneren Entwicklungen des Regimes zuweilen etwas unterbelichtet.

Kaum Regierungschef geworden, begann Mussolini davon zu reden, dass die Italiener ein „Volk ohne Raum“ seien und Expansion deshalb eine „Frage von Leben und Tod für die italienische Rasse“ sei. Während der 1930er Jahre schälte sich immer deutlicher heraus, dass Mussolini einen rassistisch-homogenen Volksstaat in Italien anstrebte und er zugleich ein Großreich zwischen Indischem Ozean und dem Atlantik erobern wollte. Unter Gewalt, Willkür und Diskriminierung hatten am stärksten die Menschen in Libyen, Äthiopien, Griechenland und den besetzten Gebieten Jugoslawiens zu leiden sowie die unerwünschten Minderheiten in Italien selber. Hunderttausende von ihnen verloren ihr Leben oder wurden wie die jüdischen Italiener verfolgt und aus dem Land vertrieben. Schon im Herbst 1938 ließ er seine Geliebten Claretta Petacci drohend wissen: „Diese ekelhaften Juden, man muss sie alle vernichten. Ich werde ein Blutbad anrichten [...]. Immerhin habe ich siebzigtausend Araber [in Libyen, AM] interniert, dann werde ich auch fünfzigtausend Juden internieren können. Ich werde eine Insel finden und alle dort einsperren“ (S. 167). Seit 1938 setzte das faschistische Regime eine antisemitische Gesetzgebung ins Werk, die gleich nach der deutschen als die weltweit härteste gelten muss. Mussolini wusste von der Shoah und nahm sie ungerührt hin. Und als Nord- und Mittelitalien seit

Herbst 1943 von Wehrmacht und SS besetzt war, lieferten die Schergen der Repubblica Sociale Italiana Tausende von Juden und Jüdinnen ans Messer.

Wenn man diese glänzend erzählte Biographie, die mit vielen neuen und ungeschönten Einsichten aufwartet, aus der Hand legt, wird einmal mehr klar, dass Benito Mussolini kein Leichtgewicht unter den politischen Verbrechern des 20. Jahrhunderts war.

Luzern

Aram Mattioli

Wiederbelebung der Stresemannforschung

Pohl, Karl Heinrich: Gustav Stresemann. Biografie eines Grenzgängers, 352 S., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2015.

Zu Gustav Stresemann scheint alles gesagt. Die um die Jahrtausendwende erschienenen Biographien von Jonathan Wright (2004), John P. Birkelund (2003) und Eberhard Kolb (2003) haben das Leben Stresemanns ausführlich und endgültig vermessen – jedenfalls konnte dieser Eindruck in den letzten Jahren entstehen. Gegen eine solch finale Deutung des Stresemann'schen Lebens wendet sich nun der Kieler Historiker Karl-Heinrich Pohl mit seiner eigenen Stresemann-Biographie, die den Politiker – so der Untertitel – als Grenzgänger beschreibt und die momentan gültige „Erfolgsstory“ (S. 7) seines Lebens methodisch und inhaltlich hinterfragen möchte. Dabei liefert er wichtige Impulse für eine Biographieforschung im Rahmen der Weimarer Republik und für die Erinnerungskultur um den liberal-nationalen Politiker.

Zunächst erklärt Pohl seinen Ansatz. Er wolle den klassisch chronologischen Aufbau einer Biographie überwinden (S. 9) und mittels methodischer Vielfalt der „biographischen Fälle“ im Sinne Pierre Bourdieus entgegen, die einerseits in der Akzeptanz kontingenter Lebensläufe, andererseits im Zwang zum sinnhaften Schreiben bestehe. Wenig verwunderlich kommt Pohl in diesem Zusammenhang auf Bourdieus Kapitalarten zu sprechen. Er übernimmt diese zusammen mit der Skepsis des Franzosen gegenüber Biographien und macht sie zur Richtlinie seines Buches. Neben dem daraus resultierenden Fokus auf politische, soziale und kulturelle biographische